

[1]

Alles zusammen!

Erzählung von A. Groner.

Der Wirth Magauer, der in der Nähe von Gumbden ein Wirthshaus hielt, war ein heiterer, lebenslustiger Mann.

Er trieb neben seiner Wirthschaft einen recht einträglichen Viehhandel und neben diesem noch Eines, das ihm Handel und Gewinn und Arbeit nicht zu thun hatte, das ihm, gleich anderen, in den Bergen des herrlichen Saalhammerqueres Lust und Bedürfnis genorden, das unrecht war und Gefahr brachte und zu dem es ihn doch zuweilen wie mit zauberisch geheimer Gewalt trieb — das Wildern.

Sein Weib, die Vief, und seine Tochter, die Leni, saßen oft sorgenlos in den anbrechenden Morgen bei einander, wenn sie wußten, daß sich der Vater fortgeschlichen hatte, um die Büchse unter dem Lebenszahn, heimlich sein Jagdglück zu versuchen.

Selten hinderten ihn Gäste an seinen nächtlichen Ausflügen, denn das obseits gelegene Wirthshaus war am späten Abend fast immer leer.

Die Gäste, welche von der Stadt herüberkamen, die hatten ja noch einen weiten Heimweg vor sich, und die Bauern, welche da ihren Abendrumpf nahmen, die mußten zeitlich am Morgen bei der Arbeit sein.

So gingen heim, sobald von Altmünster herüber der neunte Glockenschlag ihnen kündete, daß es nun genug des Trunkens und Politikirens sei.

So kam es, daß der Magauer ziemlich oft ungestört seiner nächtlichen Wege gehen konnte und daß seine Weibsteube so oft den Schlaf zu suchen aufgab, weil sie ihn in solchen Nächten ja doch nicht gefunden hätte.

Kam der Hausvater zurück, ärgerlich, weil ihm nichts von der Büchse gelassen war, oder mit irgend einem Waldschreck beladen, das war ihm, sobald es erst einmal sein war, offenbar den größten Reiz verloren hatte und dessen blühend sein Weib und sein Kind nur ängstlich und traurig stimmte, so jagte die Drei wohl noch eine Weile schweigend bei einander, um sich dann eben so schweigend zu trennen.

„Es ist ja so und so la rechte Freud' dabei!“ dachte in solchen Augenblicken der Mann. Nach verflogener Aufregung mußte er sich ja recht gut, wie wenig er gewandt und wie viel er einsteige.

Aber bald sagte ihm die alte Leidenschaft wieder und er folgte ihr wie sonst.

Unter den hässigen Gassen des Wirthshofes befanden sich zwei, welche wir uns näher betrachten wollen.

Franz Schmidt, der Förrschleife, ist ein unscheinbarer, schmächziger, fast schwächlich aussehender Mensch. Sein Gesicht ist eben so weit davon, häßlich als schön zu sein. Er wird von einem nicht allzu dichten, dunklen Bart umrahmt, der ausbleicht, „als ob Geis davon g'reiff'n hätt'...“ So lagen die Geplöter, und sie haben nicht ganz unrecht; denn, wahrlich, häßlich ist sein Bart nicht, wie ja überhaupt nichts hübsch ist an dem Franz, — doch halt! — Eines ausgenommen, das sind seine Augen, gerade blitzenden Augen, die den Leuten bis auf den Grund der Seele zu sehen scheinen.

Golden Blick haben manche, die viel allein sind, die sich daher selber gern in die Seele schauen, und dabei allerlei lernen, das nicht in Büchern steht.

Der Einfame wird ja fast immer ein Forscher, und die, welche forschen, werden klug. Franz Schmidt war klug geworden in seinem Walde, wo er jeden Fißad und jeden Baum kannte und wo er gar viel, weit mehr, als sich ein Stadtmensch träumen läßt, erlernt und erlebt hatte.

Der Franz ist einer der Klügsten unter den Forstleuten der Gegend und einer ihrer besten Jäger. Die Männer achten ihn alle, wenn ihm auch manche von ihnen ausweichen. Weid's hat seine guten Gründe.

Auch die Weiber haben Respekt vor ihm, schon deshalb, weil

sein Name zuweilen in Verbindung mit einem Jägerhüchsen im Gumbdener Wochenblatt zu finden ist, das sie am Sonntag Nachmittags durchsucht haben.

So ein gedruckter Name kriegt allemal viel Gemüth.

Nur die Wädel können sich nicht viel um ihn! Die sind ja immer hinter den Feuerlichkeiten her. Daß er bei ihnen kein Blick hat, geht ihm nicht nahe; nur von einer thut's ihm weh, daß sie ihm völlig aus dem Wege geht — und diese Eine ist die Magauer-Leni.

Sie ist ein herzeliebtes, fröhliches Ding, das Alt und Jung gern hat, aber an liebsten hat sie der Franz. Er weiß es vielleicht nicht einmal ganz genau, wie gar lieb sie ihm ist, aber er will es sich nur nicht eingestehen. Das aber kann er sich nicht ablegen, daß er bewegt wird, wenn die hübsche Leni durch das Zimmer geht, die Wästel bedienend, mit ihnen lachend und schäfernd, und daß er traurig wird, wenn sie gerade nur bei ihm so ganz und gar geschäftlich thut, ihm rasch seinen Trunt' hindiebt und kaum eine pärtliche Entgegnung findet, wenn er zu ihr spricht.

Und nicht ablegen kann er es sich, daß Jörn und Haß in ihm aufsteigen, wenn er das Wädel bis unter den dunklen Scheitel erdrossen sieht, jo oft durch die niedere Stubenstür ein hübscher schlanker Herr eintritt, der mit lustigem Grus sein Kömnen demelbet.

Wie die Leni eilt, den zu bedienen, und wie sie es dann doch so gar nicht eilig hat, wieder zu anderen Geschäften zu kommen!

Dann spricht der Dachauer-Bois leise mit ihr, seine bligenden Augen halten die ihren fest, und er ist sichtlich vergnügt darüber, daß er der Leni so viel gilt.

Er gilt freilich auch anderen Wädeln viel, das weiß er, und er möchte es auch gar nicht anders haben; hat er doch den Freireiz, sie alle verliebt zu machen, immer bei sich: sein schönes Gesicht!

Ja, schon ist dieses Gesicht, mit den wästel feinen Formen, worüber, wie ein Stück Sonnenstein, helle Strahlen liegen, und wie Sonnenschein blüht es auch aus den blauen Augen, die led und begehrt und verheißend in die Welt schauen.

Daß über all dem Reiz dieses Gesichtes der Stempel grenzenloser Reichthums liegt, darauf achten sie nicht, die jungen Dinger, denen seine Worte gelten, seine Küsse und seine zuckenden Blicke.

Auch weit achter nicht darauf und nicht auf die lauten und die leisen Reden, die über den Dachauer-Buben gehen und welche alle darin übereinstimmen, daß er ein gefährlicher Wilderer und Weiberjäger sei.

Franz koste den Lois und sein Haß war ein ehrlicher, kerngefundener; leiner, der die Häute im Sacke halt und die Abwesenheit des Gegners braucht, um sich hervorzuwagen.

Wer die beiden anjah, der mußte, daß sie Gegner seien.

Das waren sie in der That; denn auch der Lois war dem Franz recht herzlich abgeneigt, wenn auch nicht so sehr seiner Person als seiner Stellung wegen.

Aber ebenbürtig waren sie einander nicht, denn der Lois hatte nur „Uebermuth“ gegenüber dem „Wuth“ des Franz einzulegen, „Uebermuth“, der wästel ja zumeist in den Wädeln, denen die Frauen leicht unterthan werden; er ist hoch wie die tönden Glocken, während der Wuth dem massigen Hammer gleicht, der, alles zerstampfend, niederfaßt. Er bleibt unverteilt, die Glocken aber, die zerprüngen gar oft.

Häufig sitzt der Franz träumend und wie zuwartend auf seinem gewohnten Plage, läßt immer mehr Gröhl und Leib und Liebe in sein launisches Herz einziehen, und die Leni thut ihm immer mehr weh mit jedem gleichgültigen Blick, der ihn streift und mit jedem Blick, der anderen gilt; scheint es doch

also im allgemeinen der Aufmerksamkeit in einem trockenen Klima in unrichtigem Zusammenhang mit dieser Erscheinung stehen könnte. Als Goldfrau selbst wird wenigstens in dem Gebiete des Sibonons eine Papaveraceae Papaver libanoticum angesehen. Als Charakteristik für die sog. Goldpflanze gilt, daß sie aus der Ferne leuchtet, aber erloscht, wenn man sich ihr nähert. Das gewisse lebhaft gelbe, oder rothe oder rotgelbe Blümen in der Dämmerung leuchten, ist u. a. auch von Demm's Tochter beobachtet worden. Es ist in Wirklichkeit kein Sporenpflanz, sondern beruht mehr auf einer optischen Täuschung.

Das Trinkgeld. Dieser Tage reiste eine Dame nach Brasilien vom Vater Wohlfahrt in Berlin ab und überreichte einem Dienstmann, der ihr in Bezug auf das Gepäck behilflich gewesen war, zur Belohnung einen Papierfächer, der anscheinend das Bildniß des Präsidenten der Vereinigten Staaten trug und die Zahl 500 zeigte. Der Dienstmann, in dem Glauben, eine 500 Dollar-Note in der Hand zu haben, eilte freudig in ein benachbartes Kaufmannsgeschäft, um den ausländischen Schein gegen heimische Münze umzuwechseln. Der Kaufmann, der mit dem Papier gleichfalls nicht recht Bescheid wußte, gab vorläufig 20 Mark. Später stellte sich nun heraus, daß das Papier über fünfshundert Reis lautete, also brasilianischer Secksaft ist und einen Werth von nicht ganz fünf Mark hat.

Napoleon intime. Unter diesem Titel ist in Paris wieder einmal ein Buch erschienen, das sich bemüht hat, die intimsten Vorgänge aus dem Leben des ersten Napoleon zu erforschen und darzustellen. Der Hrn. bringt eine Reihe Einzelheiten aus dem Buche, von denen einige vielleicht auch für unsere Leser Interesse haben. Am liebsten wie man sich bettet der Kammerdiener des Schlafzimmers des Kaisers. Hier berichtet die größte Unordnung. Die Kleidungsstücke lagen überall umher; der Hof auf dem Fußboden, das Orchesterband auf dem Teppich, der Hut in irgend einer entfernten Ecke und so weiter. Die erste Zusage des Kaisers galt der Zeit und dem Wetter. Der einzige Wunsch, den er sich beim Aufstehen gönnte, war der, daß das Toilettenzimmer geheizt sein mußte, selbst im Sommer. Er wollte die Wärme weder nach dem Aufstehen ein äußerst heißes Bad nahm. Nach dem Bade ließ sich der Kaiser mit Eau de Cologne einreiben. Während dieser Prozedur unterhielt sich Napoleon mit seinem Kammerdiener auf das freimüthigste, indem er sich genau berichten ließ, was der Mann am Tage vorher getrieben hatte. Viele Unterhaltung wurde häufig durch den Vortritt des Kaisers unterbrochen. Der Kaiser sagte: „Sieh da, der große Charakter! Haben Sie ihm zugesehen, wie er sich bettet?“ „Den Sieh da, die richtige Anzahl Menschen heute geblieben?“ „Den Sieh da, das absolut nicht, er antwortete in veredeltem Tonart.“ „Hut Weinflecken und einem Soukoro bekleidet, raufte sich Paris Napoleon selbst, wobei ihm der Kammerdiener den Spiegel hielt. Dann betrat er sein Arbeitskabinett, wo ihn seine Sekretäre erwarteten. Wenn man ihn hier so sah, wie er Herzog und Grafen und Aristokraten bewilligte, jo hätte man ihn eher für einen Hof eines großen Sandelsbauers halten können als für einen Gouverneur auf dem Gipfel seiner Macht. Guffert davon, sich wie die Könige von ephedem in eine ohnmächtige Wolke zu hüllen, gab der Kaiser vielmehr, da er von Jugend an tägliche Arbeit genöhnt war, seinen Sekretären das Ansehen einer unermüdbaren Thätigkeit. Die meisten Briefe öffnete er selbst; wenn die laudende Korrespondenz erloscht war, besah man sich daran, die laudende Korrespondenz zu beantworten und die von Napoleon erdrückenden Briefe zu umzuschreiben, wobei der Herrscher in dem Zimmer auf und niederlief und sich von dem einen Sekretär zum andern begab. Aus dem Arbeitszimmer ging der Kaiser in die Gemächer seiner Gemahlin, der er sich sehr heiter und lebensmüthig zeigte. Er liebte es, wie während der Toilette durch allerlei Redereien die Arme, herzte und küßte sie, und küßte, so küßte er sie in die Wästel, bis er sich für den Tag alles war wieder gut. Tafelstücken gab es für den Kaiser nicht. Da er äußerst mäßig war, so waren ihm die einfachsten Gerichte die liebsten. Besonders bevorzugte er Spiegeleier, Hohnenlial, Barmelnsauce, und dazu Chamberlain mit Wasser verbunden. Im Felde und auf dem Marche besah er für seine Tafel Suppe, Hindfleisch, Braten und Gemüse, aber kein Beilart. Vier Minuten widmete Napoleon in Paris dem Dinner, das um 1 Uhr angenommen wurde. Dann erob er sich und ließ die Kaiserin mit der übrigen Teilnehmen allein. Das Dejeuner um 1/2 Uhr dauerte nur 8 Minuten. Die Speisen wurden hier, ohne Tischhut, auf ein Tischchen gestellt. Während dieser wenigen Minuten war Napoleon am wenigsten Kaiser und am meisten Mensch und plauderte ganz familiär mit den Dichtern in seiner Umgebung.

Verteigerung von Schneiderrrechnungen. In der Grundeigentumsbehörde in New York fand vor einigen Tagen eine seltsame Verteilung statt. Ausgegeben wurden gerichtliche Zahlungsurtheile, die von dorigen Schneidern und Weberländern gegen laute Klenden erstickt waren. Die Verteilung war bereits seit einiger Zeit angedroht worden. Viele Schuldner fanden sich mit ihren Gläubigern ab, um den Skandal zu vermeiden, unter denen genannt zu werden, die in unbesolten Anlagen in der Stadt benannt sind. Etwa 200 Klenden haben noch unbesolte Schneiderrrechnungen im Gesamtbetrag von über 10,000 Dollar übrig und die dafür erlangten Zahlungsurtheile waren es, welche die berechtigten Kleiderfirmen nimmere öffentlich zum Verkaufe ausbieten ließen. Der Vorgang erregte großes Interesse und zahlreiche Neugierige strömten nach der Börse, um sich den Verkauf mit anzusehen. Ungeheure Geräusche zierten die weiten Bemerkungen im Hofraum, mit denen der Auktionator Martin F. Hatch die einzelnen Urtheile zum Kaufe ausbot. Das Geräusch war regelmäßig groß, wenn für eine Forderung im Betrage von mehreren hundert Dollars Angebote von einigen wenigen Dollars folgten und dann trotz Anpreisungen des gewandten Auktionators aufhörten, sobald dieser nothgedungen zurückgehen mußte. Im ganzen brachten die verteilten Forderungen 917 Dollar ein, also nicht ganz 10 Cent's vom Dollar. Unter den Steigern befanden sich zahlreiche Vertreter der Gläubiger selbst, welche lieber die Ansprüche wieder antaufen, als daß sie dieselben in ein Spottgeld in andere Hände gelangen ließen. Der Zueh war aber erreicht, die nicht zum Bezahlen zu bewegenden Klenden waren öffentlich blamirt. Das die Weisten zur Klasse der „Eigent“ gehörten, braucht wohl kaum bemerkt zu werden.

Aus einer Volksversammlung. Redner: „Meine Herren, mir kommen nicht weiter, wenn wir nicht zuvor die Angelegenheit auskürnen. Begeht ihr nicht die Gefahr (knappelt sich die Knie um auf) (schreit): „Denn man alle ran an die Kanne! Wo liegen sie?“

Derwast Genie. „Sie haben also ein Gedicht für Ihre Angebetete verfaßt?“ — „Ja,“ antwortete der Gezirge, ein junger Mann, sehr verstimmt. — „Nun und was sagte sie dazu?“ — „Sie sagte, der Brief sei sehr schön geschrieben, aber könne sie nicht begreifen, weshalb jede Zeile mit einem großen Anfangsbuchstaben beginne...“

Wissenschaft. Kunst. Literatur.

Schiller und Goethe's sämmtliche Werke erscheinen jetzt im Verlage von J. B. Cott's Nachf. in Stuttgart in einer neuen hübschen Groß-Oktav-Ausgabe. In eleganten Siebdruckbänden je 1 Mk. 50 Pf. Der vorliegende erste Band enthält Schiller's Gedichte in fliegender Hand (365 Seiten). Diese Ausgabe zeichnet sich durch schönen klaren Druck auf bestem haltbarem Papier aus; dazu kommt das hübsche, ein solider, prächtiger, aber nicht überladener Einband von schlichter Vorrichtung — und der Preis für den ganzen Band 1 Mk. 50 Pf. 16 Bände Schiller, 26 Bände in solchen eleganten Siebdruckbänden, in so geschmackvoller Ausstattung zu besitzen, ist für sich schon ein Vergnügen für Bücherfreunde, das bisher um solchen Preis und auf so bequeme Weise (alle 14 Tage erscheint ein Band) nicht zu haben war. Was den Inhalt anlangt, so ist alles aufgetoht, um den hohen Wädel seiner Texte, den sich die Cotta'sche Buchhandlung durch ihre Klassiker-Ausgaben erworben hat, zu erhalten und zu mehren. Von allen Verderbnissen geäubert, vor neuen Druckfehlern behütet, alles Neuchte und zündende fernhaltend, muß diese neue Schiller- und Goethe-Ausgabe jedem willkommen sein, der einen durch Jüngerer ungehörten Genuß des Lesens zu schätzen weiß.

Oskar Jäger's Weltgeschichte in vier Bänden. Vollständige Lieferungs Ausgabe 1893. Mit 1014 authentischen Abbildungen und 86 Tafeln in Schwarz- und Buntdruck. Ercheint in 54 Lieferungen zu 20 Pf. Wädelnlich eine Lieferung. Verlaß von Verlag und Malung in Wädeln und Verlaß. Die neue vollständige Lieferungs Ausgabe soll das als reichhaltigste und laudableste Buch nach weitem Kreise zugänglich machen, um so den Verständniß für die großen Lehren der Geschichte zu erweitern. Die Beschränkung auf vier Bände konnte nur einem Fortwärtigen von außerordentlicher Gedagung gelingen, der alle Gebiete seiner Wissenschaft vollkommen beherrschte und mit Sicherheit das Wesentliche von dem Unwesentlichen zu unterscheiden und in der Hervorhebung der Höhepunkte jeder geschichtlichen Periode seine wichtigsten Ansätze zu erkennen mußte. Bei aller Wädelung ausgezeichneter Persönlichkeiten nicht er tiefer auf den Grund der Dinge einzugehen, die Regungen der Volkseele zu erforschen und aus ihnen heraus seine Werkzeuge für seine Darstellung zu gewinnen. Dadurch wird kein Werk zugleich zu einer Geschichte der menschlichen Kulturentwicklung. Sie ist außerdem nicht allein ein belebendes Buch, sondern auch ein unterhaltendes. Dasselbe enthält eine fortlaufende Reihe großangelegter Bilder, in denen das die Blüte und der Verfall der Völker in feinstichiger Weise geschildert wird.

Für die Redaktion verantwortlich: Albert Götting in Halle.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S.



seinem armen, nährlichen Herzen, als sei er ihm von jenen entwendet worden.

Nach und nach er ging unter dem Kobenjaner, dann pfeift er seinem Hinde und geht in den Wald zurück. Der hört und versteht und versteht auch ja alles, was eine betrübte oder eine jauchzende Menschenseele seinem großen, weiten Herzen anvertraut.

Mit einem erzählte er ein Wort dem andern, daß da einer gefaßt über gepulvert hat; das Weiss kritisiert, das Gras raucht, keine miplandend; und Weißbeeren und Harrenwedel nicht dazu gar verständig.

Und kein Vogel sagt es weiter, daß der Franz Schmid gar manchmal mit feuchten Augen die sichennadelbedeckten Wege hingehet und seine Hand auf die Brust legt, die zuweilen schier das Atmen verliert, so schwer liegt in ihr, was er für die beiden hat: Haß und Liebe.

Draußen, in der atemberden, flüsternden Einsamkeit wird beides erst so recht groß in ihm, und da weiß es der Franz erst ganz klar, was er dafür tun könnte, den Lois unschuldig und das Maß zu seinem Eigen zu machen, und sieht es doch auch wieder, daß er zu legeren gar nichts thun kann, weil er, wie alle solchen Menschen, sich nicht einmal danach umsehen will, ob das Glück kommt oder ob es fern bleibt.

Freilich, der Wagner und sein Weib, die würden sein Werken gar gern sehen — das weiß der Franz; aber die Alten, die will er ja nicht, und die Junge hat ihn noch mit keinem Blick dazu ermutigt.

„So wird's halt nie werd'n!“ denkt der Franz und senkt dabei, aber manchmal leuchtet es doch in seinen Augen auf und er denkt, daß es doch noch einmal etwas werden müsse . . .

11 Der Spätherbst ist da und mit ihm die Nebel und die Wolkenstreifen, die schwerfällig dahinzugsiehend, die ganze Schönheit der Gegend verhüllen. Die Vogelstimmen sind verstummt. Die Vögel, die noch da sind, die Meisen, die Ammer und Spechte, fliegen vertriehlich mit gekrümmtem Gefieder in irgend einem geschützten Winkel und haben das Plaudern und Zwitschern fast verlernt.

Trotzdem das Wetter gar wenig einladend ist, finden wir doch hoch oben an einem der Abhänge des Trammkeins einen einsamen Wanderer.

Ein junger Bauer ist es, der, auf einen Knüttel sich stützend, aus dem Walde tritt. Diejem macht die hier abfallende Wand ein jähes Ende.

Einige Klaster breit steht noch junges Holz, das kaum triebhoch und mit Alpenrosensträußchen gemischt ist, deren glänzendes Laub in den Abendsonnenstrahlen wie Bronze glüht; dann tritt der Fels zu Tage, und steil geht es abwärts.

Da der Mann auf die Halde heraustritt, erkennen wir ihn — es ist der Lois, der wilde Dachauer-Bub.

Was suchen seine Augen, die einen Moment in die Nebelmasse tauchen, welche wie ein Schleier zwischen ihm und dem Thale liegt? Schatz liegen sie dann über die Einienkung, in welcher der Lois steht.

Zu beiden Seiten streben Felsen auf, und rückwärts erhebt sich der Wald.

Die Blöße ist wie eine riesige Loge zu schauen, von der aus man die Blicke vom Dachstein bis zum Untersberg wandern lassen kann. Wenn reine Luft und helles Sonnenlicht ist, sieht man von hier die ganze Pracht der Bergwelt und tief unten zu Füßen liegt wie eine Thraße, die Gott geweiht, der wunderherrliche Traumeis.

Davon ist nun freilich heute nichts zu sehen — es muß also etwas anderes hier zu finden sein, denn umsonst erstigt keiner diese fahrbereichen Wege.

Der Lois geht über die Blöße und kniet nicht an ihrem Rande nieder; er langt, sich vorbeugend, in eine jener natürlichen Höhlen, welche sehr oft dort entstehen, wo ein alter Baum, vom Orkan entwurzelt, in die Tiefe rauhste.

Was seine Wurzeln sonst umgab, Erde und Geröll und manch stielliche Pflanze, das folgte ihm, und nur der scharre Fels bleibt; aber auch er zeigt eine tiefe Wunde. Diese wird manchmal zum Vane eines Löwens; hier hatte sie der Lois zu seinem Wasserstein gemacht.

„Verflucht!“ schreit er auf, die leere Hand zurückziehend. Nichts von dem, was er vernachlässigt, findet er vor.

Einen Augenblick kniet er, betäubt vor Ueberraschung und Born, dann springt er auf und verschwindet im Walde.

Heute ist es also mit der Jagd nicht. Nur gut, daß weder Büchse noch Kugelbeutel irgendwo als ihm zugehörig erkennlich sind; aber ergrümt ist der Lois über diese Entdeckung mehr, als er froh ist darüber, daß er diesmal so hüßig davon gekommen ist. So gut ist es ihm ja nicht immer ergangen. (Fortf. folgt.)

### Ein Glücklicher.

Stube nach dem Leben von Viktor Blüthgen.

Nach den Feiertagen zurückgekehrt, findet er auf seiner Stube ein Paket. Wer kann das geschickt haben? Es ist eine Stadtpostsendung.

Das unbekante Nähmaschinenheftlein fällt ihm ein. In der That, es ist von ihr: ein Papierkorb mit Stiderei, ein süßendes Briefchen und — 75 Mark! Die Ablösung. Dies ist wirklich eine dankbare Seele. Außerdem ein sehr reizendes, geschicktes Mädchen, und von viel Geschick.

Es weht ihn etwas an, ein Hauch wie der warme Athem aus Mädchenmund. Im Gefühl der Einamkeit stellt sich jene unbekante Person auf, von der es auch nicht, verummt, und eben darum die Wohlthat besichtigend. Stephan Keller hat die Adresse dieses Mädchens, und er beschließt mit einer Art Trost, sich bei ihr persönlich zu bekunden.

Die Straße liegt in einer Vorstadt der kleinen Leute. Es erweist sich, daß die Geladete die Hälfte der oberen Etage eines kleinen, zweistöckigen Häuschens bewohnt, und Keller hat Mühe, in dem Treppendunst hell hinauskommen.

„Kerzin!“ Und da steht sie nun — wenn sie's ist — und vom Sopha erhebt sich ein alter Mann im Schein einer niedrigen Lampe. Das dort muß keine Nähmaschine sein. Alletzt Zuschnitt liegt auf Stuhl und Tisch; er hat ihre Arbeit unterbrochen.

„Känelin Nioa Berner?“ fragt er.

„Ja“, sagt sie mit tiefer, ruhiger Stimme. Er kann im Grunde nur ihre schlanke Figur sehen — sie ist nicht groß, aber gut gemacht.

„Ich heiße Stephan Keller und habe den Wunsch, mich persönlich zu bekunden. Sie haben wieder so freundlich meiner gedacht, mein Känelin.“

„Ein Name elektrisiert das junge Mädchen wie den Mann vor dem Sopha.“

„Ah, das ist mit eine große Freude! Bitte, nehmen Sie Platz.“

„Ach für aber Ihre Arbeit . . .“

„D, da schweigst alle Arbeit. Ich danke ja Ihnen die Möglichkeit dieser Arbeit. Sie ahnen nicht, welch' einen Segen Sie uns spenden, theurer Herr —“

Und sie legt sich in den Samenkorn und er kann dies hübsche, ernsthafte, etwas blaße Gesicht mit dem klaren, bescheidenen Blick der großen Augen sehen. Diese Augen sind wahrlich sehr schön — das ist überhaupt kein gewöhnliches Mädchen.

Keller erzählt, daß . . . das Felt über bereitst gewesen und eben erst zurückgeführt sei. Er kommt nicht nur um zu danken. Er will sich überzeugen, wie er diese rührende Aufmerksamkeit am erwidern weiß; machen kann.

„Mit nichts — Ihr Wunsch ist uns die größte Freude.“ Davon kann natürlich nicht die Rede sein. Das Fräulein wird sich die Frage überlegen, ihm einen Bescheid geben, wenn sie ihn nicht erlauben will. — Aber wo ist die Mutter?

Die ist in vergangenen Jahre gestorben. Der Vater ist Weiber mit fraglicher Pension, ohne die Arbeit der Mutter kann man den Haushalt nicht aufrecht erhalten — die Pension ist beinahe für den Rest draufgegangen. Aber die Nähmaschine hat über alle Sorgen hinweggeholfen.

„Ich möchte ein bißchen Sonnenlicht in Ihr Leben bringen“, sagt Keller, dem es in diesem Stübchen mit dem Wapaplein im warmen Ofen ganz merkwürdig heimlich zu Mutte ist. „Ich möchte Süßholz Ihre Welt sein — aber wir machen Widwid!“

„Sie ist verloren, warum?“

„Verstehen Sie. Sie haben anderen Wunsch?“

„Nein, nein, wir haben gar keine Verker — nur — ich habe Aufträge übernommen und werde den Spindelreger noch dringend gebrauchen.“

„Gut. Vielleicht haben Sie den Neujahrstag frei?“

„Wenn Sie diese beschwulstige Hausarbeit nicht abhört! . . .“ Keller kommt unendlich der Wahrheit an. „Ja, was glauben Sie denn, Fräulein Berner, über was für eine Hausarbeit ist ein einfarmer Junggeselle, der Chambragan wohnt, verknigt?“

lacht er. „Aber ich darf den Festbraten liefern? Sie dürfen nicht abwehren. Sie haben ihn mit in vorigen Jahre auch nicht zurückgeschickt. Ich thue, als hätte ich hier ein Wort mitzubringen.“

„Gut, und abgemacht. Geller reicht dem Naba die Hand zum Abschied, und er hält auch ihre weiche, kleine Hand in der seinen.“

„Ach, das ist nun so ein Mädchen . . . sie ist blutarm, und man meint es ihr nicht an. Nein, in nichts, in keiner Bewegung, in keinem Worte. Ein vortheilhaftes, ehrenwerthes und hübsches Mädchen; es wird einem herlich wohl in ihrer Nähe.“

Der Spindelreger bringt er bei Weidm's zu — es kostet ihm weit weniger Ueberwindung als er gedacht. Am Neujahrstage findet er früh einen Brief unter der Tafel: Frau Briefmeister kündigt ihm die Wohnung für Oftern, sie wird jetzt öfter Logierlokal bekommen und braucht die Zimmer. „Am — hm!“ Geller hat doch eine petuliche Empfindung davon. Aber als er sich auf den Weg zu Berner's macht, ist sie verfliegen.

Im Grunde ist es eine glückliche Wölung.

Seinem Schwager hat er die Zinsen geschickt. Der Kandidat schickt pünktlich. Von dem Büchsenmacher lauten noch 500 Mark als Abschluß für das verfliegene Jahr ein. „Sie werden sehen, dies Jahr geht's großartig bei der Neuententstehere.“ Geller lacht er hat noch nicht einmal eine von seinen Schreibern in die Hand gehalten, er behält sich ein wenig in der Jugend. Der Spindelreger vom Gute ist erst wieder im Frühjahre fällig.

Geller hat jetzt wiederum 1500 Mark beim Bankier. Er sieht bei Forderung der 4000 Mark für die Schreibernfabrikation mit Ruhe entgegen: den Rest wird ja wohl die Wundertheere auch noch abwerfen.

Gegen Ende des Monats läßt ein amtliches Schriftstück ein, am Unklügliche fordert als solches kennlich, und versteht Keller in Erstaunen und Neugier.

„Himmel und die Welt!“

Es ist eine gerichtliche Benachrichtigung, daß auf Antrag der Landkassirer als Hypothekengläubiger wegen Nichtzahlung das Gut Weinbergs, auf dem seine Hypothek steht, zur Versteigerung gelangt. Termin am 1. März.

Der Mann hat sich auf dem Gute also nicht halten können. Aber wie ist das möglich? Er hatte sich eben ein wenig Betriebslokal. Aber bei diesem Werthe des Gutes konnte es ihm doch so schwer nicht geworden sein, noch etwas Hypothek anzunehmen!

„Von dieser Sache spricht Geller mit Mutterwed, der seine Ansicht theilt. „Der Mann muß doch außerdem so viel Inventar gehabt haben, daß man sich davon bezahl machen könnte, ohne gleich das ganze Gut veräußern zu müssen.“ Schreiben Sie doch einmal an den Collecteur, vielleicht kennt er die Verhältnisse genauer.“

Der Collecteur meldet: „Der Mann kann eben nicht wirtschaften. Es ist da eine nette Zucht gewesen, das ganze Inventar hat der Herr unter der Hand verkauft. Sie brauchen natürlich nicht in Sorge zu sein. Bei dem Werthe des Gutes kommt Ihre Hypothek allemal mit heraus.“

Er spricht wieder mit Mutterwed. Ob er wohl etwas daran verbessern kann?

„So, das kann ich nicht beurtheilen. Was wollen Sie auch machen? Wenn Sie hingehen und sich herausbieten, soll's kein Gebot erfolgen, das Ihre Hypothek deckt, dann haben Sie das Gut auf dem Kopfe. Was thun Sie damit? Höchstens können Sie verpacken. Aber wer soll Ihnen das abpacken? Wenn kein Inventar da ist, muß der Richter über große Mittel verfügen, und dann kann er das Gut ebenwohl gleich kaufen. Sie werden kaum etwas riskiren, wenn Sie persönlich davon stehen und es darauf ankommen lassen: nach der Hypothek der Landkassirer zu urtheilen, hat das Gut doch soviel Werth, daß die Kauflust es aller Wahrscheinlichkeit nach über Hypothek hinauszutreibt.“

So ganz ruhig ist Geller doch nicht; es giebt einen Monat siebenwöchiger Sammlung.

Sehr sonderbar ist, daß die besten Neuententstehere nicht ankommen, überhaupt keinerlei Nachricht von dem Büchsenmacher. Drei Briefe bleiben unbeantwortet. Ist der Mann erkrankt?

Geller faßt einen Entschluß und erkundigt sich bei der hauptstädtlichen Postzeit nach ihm. Diese meldet: Der Büchsenmacher Stephan Keller hat sich abgemeldet und ist laut seiner Angabe nach Westfalen gegangen, um Arbeit zu suchen.

Das Blut steigt Keller zu Kopfe. Was bedeutet das? Ist der Mann ein Schwindler?

Er fragt bei der Messerfabrik von Bretschneider an, ob sie für 6000 Mark Neuententstehere für Scholz vorbringt hätten? Antwort: Nein, keine einzige, der Auftrag ist von Scholz, der sich als Compagnon des Bretschneider's seitwärts, nach Brecht's herüber, zu bewegen und denselben nach Abzug von 1000 Mark Neugeb der Rest von 5000 Mark ausgehändigt worden.“

Das ist doch aber zu toll! Geller ist in nicht zu beschreibender Aufregung. „Bin ich denn lauter Banditen in die Hände gefallen?“ Dieser Büchsenmacher hat ihm 1000 Mark gelandt und mit dem Uebrigem von 5000 Mark hat er sich geschick — kann 6000 Mark hat Keller 1000 Mark in Besitz!

Er schreibt an die Berliner Staatsanwaltschaft. Dieser Dump soll bleiben. In der That, man nimmt dort die Verfolgung des Büchsenmachers auf.

Nun naht der Verleigerungsbermin. Geller's Aufregung wächst. Mit unglücklicher Aufregung hat er es in diesen Monaten fertig gebracht, seine Widersprüche bei Messing und Compagnie richtig zu führen. Wenn er des nachts einschlafen möchte, liegt sein Körper wie auf Pfeilen. Sein Geist verfliehet er; seine Gedanken fliegen flieherfort um seine gefährdeten Interessen, er hat kaum mehr die Herrschaft über jene. Nur in dem Stübchen von Nioa Berner weht eine tröstliche, beruhigende Luft. Hier läßt man ihn sich ausprechen, und die weiche Stimme des hübschen Mädchens spricht: „Der Geld hat, hat Sorgen, so viel ich sehe ist, Herr Keller. Was thut's denn, wenn Ihnen das Inventar abhandelt, was Ihnen das Glück gebracht hat? Haben Sie Segen davon gehabt? Nur ein paar Menschen, denen Sie geholfen haben. Brauchen Sie denn mehr, als Ihr Gehalt be trägt? Sie haben 1500 Thaler jährlich, bedenten Sie.“

„Ja, für mich allein ist das wohl reichlich.“

„Ja, für wen haben Sie denn sonst noch zu sorgen?“ fragte sie, und ihre großen, glänzenden Augen sehen ihn verwundert an. „Ja, für wen nicht er denn noch mehr haben?“

„Und ein paar kleine Kinder hat sie nun doch Mitleid mit ihm. Das ist ja wirklich sehr reichlich, Herr Keller. Das Schicksal geht hart mit Ihnen um.“

„Um es kurz zu sagen: Das Gut ist verpfändet worden — für 80,000 Mark! Und wer hat es gefaßt? Der Collecteur. Geller fällt mit 5000 Mark aus! Seine ganze Hypothek, die der Schwager mit 5400 Mark belastet hat, beträgt überhaupt nur mehr 5000 Mark! Dagegen ist ein Sammelvertheil des unglücklichen Herrn Weinbergs eingeleitet, und während der Inventuren gegen den Collecteur, das ist ein Räuber — das Gut ein Fortschritt, aber kein Ueberland — es ist schon das dritte Mal, daß der Collecteur es gegen ein Haus umgetauscht hat, jeder Vorgang hat darauf Bankrott gemacht.“

„Sollte man nicht an der Menschheit bezweifeln?“

„Nein“, sagt Nioa Berner still. „Es giebt sehr gute Menschen. Sie sind die meisten.“

„Ach? Ein Dummkopf bin ich.“

„Wemoch! Sie leben nur nicht in dieser Art Geschäften drin, Sie sind Anhalter und gebunden, Herr Keller. Wenn Sie überall hätten hinreisen und selbst zwischen Können, hätte Ihnen das alles nicht passieren können.“

„Wollte ich bei recht! Wie lang sie alles zum Guten wendet! Der hülle alle Herr hat alle Ursache, für seine Tochter zu schmerzen. Wenn nur nicht diese verwerfliche Nähmaschine immer dazwischen schurkte — Keller kann dies Gedächtniß in den Tod nicht leiden, und das Fräulein arbeitet auch nie, wenn es durcheinand nicht anders geht, in seiner Gegenwart an der Maschine.“

Es ist nicht zu ändern: Keller läßt die 5000 Mark, die ihm aus dem Ertrag der Gutsauktion zufließen, an die Creditkassirer senden, läßt die 400 Mark noch hingru — nun geht sein Gessionsinstrument an den Collecteur zurück.

Der geammte Lotteriegewinn ist herabgeschmolzen auf 1500 Mark bar und 10,400 Mark, die sein Schwager ihm schuldet. Außerdem besitzt er Anrecht auf eine Neuententstehere. Er wird wenigstens von dem Gauner, dem Büchsenmacher, sich das volle Recht auf die Schere ausgehen lassen.

Und wie es häufig zusammenschließt im Leben: ein Brief von dem Büchsenmacher, aus Vadum, einen den und wehmüthigen Brief. Das Unglück, das der Solinger ihnen mit der Schere zugekommen, habe ihm den Kopf ganz verwirrt. Er hätte, Keller möge ihm doch die kleine Schuld auf eine vollständige Abtretung der Neuententstehere anrechnen; sie sei wirklich ein werthvolles Objekt.

„Schnell“, schrie ihm Keller, „das wolle er thun. Nur vor dem Staatsanwalt könne er ihn nicht retten.“ (Schluß folgt.)

### Bunte Zeitung.

heleitet, den die Kiefer von Regen, Schweiß, Antippen u. dgl. zuweilen zeigen. Dieser metallisch erscheinende Ueberzug der Jahre ist in Wirklichkeit ein Kalküberzug. Ob dieser Ueberzug überhaupt etwas mit der Abreibung zu thun hat, erhebt Prof. Bricardo ungewiß, während Prof. Mering allerdings die Möglichkeit angibt, daß eine wenig vortheilhafte Wirkung

